

Schlusstheater Schönbrunn: Was einst Schubert inspirierte

VON WALTER WEIDRINGER (Die Presse) 06.09.2004

"Die Schweizer Familie"; von Joseph Weigl im Schlusstheater Schönbrunn: eine aufschlussreiche Ausgrabung.



Schöne Musik, zu brave Regie. Emmeline (Marilia Vargas, I.), Graff Wallstein (Tobias Müller-Kopp) | (c) Asur (Palfy)

Ein trübseliges Fußnoten-Dasein muss er heute fristen, dieser Joseph Weigl (1766-1846) aus Eisenstadt: Einst ebenso fleißiger wie in ganz Europa gefeierter Opernkomponist, gelobt von Mozart, Haydn, Schubert, kennt man ihn heute bestenfalls noch als Gassenhauer-Lieferanten für das gleichnamige Klaviertrio Beethovens - der die Erfolge des Konkurrenten auffallend scheel beäugt haben soll.

Doch Oldies sind Goldies, auch wenn sie ganz vergessen sind, sagte sich ein ambitioniertes junges Musiktheaterteam und reanimierte nun in einer geglückten Dreiländerkooperation Weigls größten Hit, das Singspiel "Die Schweizer Familie" (1809).

Herzlichen, ausdauernden Applaus konnte die Premiere der von namhaften Interpreten und Wissenschaftlern international unterstützten Produktion Freitag im idealen Rahmen des Schlusstheaters Schönbrunn erringen. Nach Wien folgen in den nächsten Wochen noch Aufführungen in Zürich und Berlin ebenso wie eine CD-Aufnahme und Symposien. Zu viel Aufwand für eine Marginalie der Musikgeschichte? Keineswegs: Der Blick in die Vergangenheit lohnt sich, weil er ein interessantes Licht auf Umfeld und Zeitgeschmack der Wiener Klassik an der Schwelle zur Romantik wirft.

Zu einer Weigl-Renaissance wird es dennoch nicht kommen - trotz einer wahren Überfülle gesanglicher Melodien, sensibler Personen-Charakterisierung und farbig-delikatener Bläsersoli (Klarinette!). Das Fehlen genuin opernhafter Dramatik kann dadurch einfach nicht aufgewogen werden.

Zweite große Erkenntnis des Abends: Musikgeschichte vollzieht sich nicht organisch, sondern in Brüchen, Verwerfungen. Das viel beschworene Missing Link zwischen "Zauberflöte" und "Freischütz" lässt sich in der "Schweizer Familie" nicht ausmachen. Stilistisch bleibt Weigl ganz in der Klassik verhaftet, lässt Webers Instrumentations-Finessen nicht einmal erahnen.

Das Sujet würde solche erlauben: Immerhin stellt der Librettist Ignaz Franz Castelli hier eine Vorläuferin jener melancholisch-ephemeren, liebeskranken Geschöpfe auf die Bühne, deren "Wahnsinnsszenen" Weigls junge Zeitgenossen Bellini und Donizetti später musikalisch so suggestiv und dramatisch geschürzt zu formulieren wussten. Bei Weigl verlässt der psychische Ausnahmezustand nie den Rahmen innigen Sentiments. Und Castelli bringt keinen handfesten Konflikt in die Story, weshalb zweiter und dritter Akt dramaturgisch empfindlich durchhängen.

Ein deutscher Graf, von einem Schweizer Bauern aus Bergnot gerettet, versetzt diesen samt seiner Familie aus Dankbarkeit in den goldenen Käfig einer nachgebauten Mini-Schweiz. Bauerntochter Emmeline verzehrt sich nach der Heimat und ihrem geliebten Jacob, verliert darüber gar den Verstand.

Doch Jacob ist der Schweizer Familie nachgereist, sodass Emmeline gesundet und der Graf erneut seine Güte beweisen kann, indem er das Glück des jungen Paares garantiert. Eine selbstgerechte, egozentrische Güte, findet Regisseurin Kristina Leopold, und lässt Emmeline zum Happy End daran verzweifeln - der interessanteste Aspekt einer sonst bloß braven Arbeit.

Leider ließen sich auch aus begabten jungen Sängern (Tobias Müller-Kopp gab einen kernigen Grafen, Roman Payer einen sauber phrasierten Jacob) für die heiklen Dialoge kaum veritable Schauspieler zaubern. Ausnahmen: Marilia Vargas als hübsch tönende Emmeline, Stefan Bootz als ihr passend rustikaler Vater. Uri Rom leitete das gute Orchester "Dreieck", mit Musikern aus Österreich, Deutschland, der Schweiz mit viel Sinn für schmachtende Kantilenen.